

**SIEBEN  
TAGE  
MERCUR**

**MARTIN  
VON  
ARNDT**



MARTIN VON ARNDT

SIEBEN TAGE MERCUR



Martin von Arndt, geboren 1968 als Sohn ungarisch-deutscher Eltern in Ludwigsburg. Studium der Literaturwissenschaft, Psychologie und Religionswissenschaft in Saarbrücken, Budapest und Würzburg. Magister Artium in Germanistik, Promotion in Religionswissenschaft. Zahlreiche CD-Publikationen, Bühnen-, Hörspiel- und Filmmusik mit der Experimentalformation Printed at Bismarck's Death, daneben musikalische Seitenprojekte. Viktor von Scheffel-Preis der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe 1987, Mitglied im VS.

Buchveröffentlichungen: ‚Sieben Tage Honig‘ (1987), Roman; ‚Gescheiterte Individuation‘ (1996), literaturwissenschaftliche Arbeit; ‚Der 40. Tag vor Sophienlund‘ (1997), Erzählungen; ‚Gott im Selbst‘ (1999), religionswissenschaftliche Arbeit; zahlreiche Beiträge für Zeitschriften und Anthologien. Martin von Arndt im Internet: <http://www.vonarndt.de>

Ebook im PDF-Format © 2000

Der überarbeitete Text folgt der Erstveröffentlichung aus dem Jahr 1987: „Sieben Tage Honig“. Alle Rechte dem Autor vorbehalten. Abdruck und sonstige Vervielfältigung, auch in Auszügen und über elektronische Medien, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Autors.

**MARTIN VON ARNDT**

**SIEBEN TAGE MERCUR**

**ROMAN**

**MIT ILLUSTRATIONEN VON ULRICH WAGNER**



**Einem Freunde**





Es gibt ein *Mysterium des Fleisches* (Baudelaire).

Es gibt ein *Mysterium des Geistes* (Artaud).

Es gibt ein *Mysterium der Seele* (Rimbaud).

Heute gibt es keine *Mysterien* mehr.  
Man muß sie erst  
wiedererschaffen.

Die *Schimären* sind tot.

Aber noch nicht  
ausgerottet.



ALS ich über die Schwelle trat und zu Boden blickte, siehe, da ergoß sich Blut zu meinen Füßen, und da es frisches Blut war, wußte ich, man hatte ihn getötet.

Doch weder in der Rue St. Lazare noch im Faubourg war das Echo seiner Schritte vernehmlich geworden. Ich durchmaß eiligen Schrittes die Bibliothek, das Kartenzimmer und die Menagerie - doch war alles unbeleuchtet, und so mußte ich mich auf meine Intuition verlassen, die mir riet, Stillschweigen zu bewahren und auf ihn zu warten.

Irgendwann müßte er doch kommen.

Er war tot.

Geschlachtet.

In der Rue St. Lazare brannte noch Licht, also mußte er dort gewesen sein. Aber auch der Faubourg war erleuchtet, also konnte er dort gewesen sein. In der Bibliothek roch es nach Anisschnaps. Ich erbrach. Zum zweitenmal an diesem Abend, dachte ich und ging ins Kartenzimmer.

Kein Licht.



# DAS ERSTE NOCTURNUM

*Siquidem omnis impudentia atque culpa tenebrosa est  
et mortuus  
pascitur sicut corvus.  
S. Ambrosius*

HEUTE nacht spielten sie die Symphonie in d-moll von César Franck. Ein Fehler gewiß ... ich erinnere mich der Uraufführung vor wenigen Jahren. Ein degoutantes Publikum trifft auf das Genie längst vergangener Tage. Nicht daß mir das Werk in besonderem Maße nahe wäre, bewahre, wenn man denn will, so empfinde ich reine Hochstimmung bei den wenigsten zeitgenössischen Komponisten. Allesamt fehlt es ihnen an Ausdruck, an Diktion und an Ungebundenheit. Sibelius allein: er mag mit seinen Pömen Innerstes aufzuspüren. - Ich dachte einmal, das sei nicht mehr möglich, nun aber weiß ich: meine Härtung ist noch nicht vollzogen. - Sibelius spricht nicht, er diktiert nicht, er - ja, was eigentlich ist es, das mich ihm öffnet? Vielleicht nachgerade die Tatsache, daß seine Musik nichts ist als artifizielle Natur: sie weiß Natur zu scheinen. Ich entsinne mich nicht, aus welcher Ursache, doch war ich an jenem 16. Februar in Helsinki, war zugegen, als dieser Stern aufging ... nein, nicht wirklich

ging er auf, er ist frühzeitig erloschen, aber just das rührte mich. Die Totenklage für sein eigenes Öuvre zu schreiben, wem war das schon vergönnt? Mozart in der Ahnung des eigenen Todes. Und Sibelius doch: „En Saga“, gemordete Tondichtung für großes Orchester.

Aber ich verfehle mein Thema - wo war ich? Franck, ganz recht! Auch diesmal noch es nach Fiasko ... der Abend sollte mir recht geben. Trotz seinem Tode. Die Musik büßte die altgewohnte Frische ein ... wenn ich an Berlioz denke - kein Vergleich! ... die Cellisten vor ein Standgericht, voran noch den Dirigenten ... kein Aufbau, kein Gefühl. Man bedenke: *allegro non troppo* / Leichenstarre des Tonapparates / wie ein Requiem --- (Agnus Dei, und meine eigene Müdigkeit nimmt zu) ... armer Franck, du erlebst es nimmer, daß dein Werk verstanden wird. In Paris regiert der Pöbel, der künstlerische allzumal.

Nun, ich werde mich abschminken.

Alles war deplaziert heute abend. Trotz seinem Tode deplaziert. Man könnte sagen, ich sei einen Schritt weiter, ich habe abgeschlossen, was viel zu lange schon ange-dauert ... aber noch bin ich nicht an einem Ende angelangt, Mensch! Noch harrt

meiner, was deine kühnsten Ahnungen übersteigt.

Ich werde mich abschminken.

Das Gefühl, einen Leib zu besitzen, Hände, die nur darauf warten, sich mit Messern zu umgeben, Beine, die achtenswerte Sprünge wagen, ein Haupt, hinter dessen hübscher Larve sich Gedanken regen, die zu keinem Menschenalter je hinter gleicher Stirne hausten - manche mögen glauben: Gefühle auch ... was, Gefühle! - Meine Sehkraft ist wiedergewonnen, ich höre und middle das Gehörte eigenem Bewußtsein ... ich bin Fleisch! Wieder Fleisch geworden! Ich nehme Besitz von dieser Ader und zerreiße ihre Berührung mit meinem Herzen.

Ich werde mich abschminken.

Ich spüre keine Schmerzen. Schmerzen liegen mir fern ... noch ... ich werde dahin gelangen, Schmerzen zu spüren, ich weiß es, doch wird mir die Zeit lang werden ... welche Zeit ist mir geblieben ... alle Teufel ... ich habe den Begriff vergessen ... Zeit, Zeit, Zeit, Zeit, Zeit, Zeit, Zeit ... ich verstehe nicht mehr. Ich kann Zeit nicht ermessen. Eine Zukunft existiert mir nicht, ich gestalte sie, durch mich lebt sie, doch ist Zukunft reine Einbildung: Zu sagen, ich werde mich abschminken - schierer Unsinn!

Ich schminke mich ab.

Doch halt ... wozu abschminken ... ich muß mich betrachten, einen Spiegel ... ah, das Opfer war wohl gewählt, die Larve scheint ebenmäßig ... ein wenig zu blank vielleicht die Augen ... wenn er nur nicht soviel Blut verloren hätte ... ekelerregend, das Gebräu bereitet mir Grauen, so widerwärtig wie ein schlechtes Buch ... nein, nein, ein schlechtes Buch ist entschieden von größerem Übel, und ich verabscheue nichts so sehr wie die Schriften des Mittelmaßes, die heute verfaßt werden; die zeitgenössische Literatur kennt nur die eigene Begrenztheit ... aber es ist gut zu wissen, daß niemand nachfolgt, man hüte sich davor, der Menge die Fersen zu weisen.

Ich sehe: Ich darf mich nicht abschminken.

Er hat zuviel Blut verloren, die Röte auf den Wangen ist mir unerträglich ... ich muß vorsichtig sein. Ich muß aufpassen. Ich muß mich in acht nehmen. Mein letzter Versuch scheiterte immerhin an der unnatürlichen Blässe: das Antlitz eines Toten zu tragen ... allein darf ich auch nicht heute mit gestern vermengen, die Menschen nun sind aufgeklärt, gleichsam anmaßend und dumm ... einst neigten sie sich meiner Art zu, deshalb war mein Begehren ohne Erfolg - heute wird es mir nicht widerfahren, schon meine Erfahrung ist den Menschen dieser Tage



überlegen, wie sollte es mein Geist nicht sein. Es schlägt zur vierten Stunde, es wird Zeit für meinen Gang. Wie er, der seit mehr denn dreißig Jahren nicht mehr geschlafen, der seit dem Tage seiner Geburt verabscheut, was Ruhen heißt, so werde auch ich nicht Opfer meinen Lidern. Ich muß hinaus in die Nacht, der Leib wird sich daran gewöhnen, er wird regiert von meinem Haß und regeneriert von meinem Geist. Ich bin mein Balsam. Ich bin fortgeschritten. Ich habe es erreicht, nach jahrelangem Mühen. Er ist tot. Endlich tot. Ich halte seinen Leib mit einem Teil seines Leibes.

Nein.

Mit meinem Geist.

Ich bin Verkörperung ewigen Triumphes des über Leib und Seele obsiegenden Geistes. Ich bin die Macht.

Hinaus nun in die Nacht.



Schon im Schauspielhaus machte er auf mich einen bedrückten, nein, vielmehr bedrückenden Eindruck. Etwas in ihm war im Begriff, sich zu lösen, etwas in ihm war



im Begriff zu töten. Er kämpfte ohne Unterlaß.

Sein Gesicht hatte sich gewandelt, urtümlich ... so lachte er ... doch auf welche Weise. Meine Furcht ließ mich ihm folgen, ihn bitten, ihn begleiten zu dürfen, doch sein Wille verbat es mir. - *Sein Wille?* wie - *sein Wille?* War's sein Wille? Was war an diesem Abend noch Wille an diesem Menschen? -. Also beschloß ich, ihm im geheimen zu folgen ... meine Kleidung war nicht dazu angetan, Heimliches zu leisten: schneeweiße Wäsche, wie hätte er mich nicht sehen sollen? Doch wie wenn er mir solchen Gefallen gewähren hätte wollen, mied er die lichten Wege und drückte sich entlang nachtschwarzer Gassen. Beunruhigend war nun aber auch das, denn sein gewöhnlicher Gang mußte ihn durch die Rue St. Lazare führen ... was bewog ihn ... was auch immer, ich habe ihn verloren, und ich ahne, es ist wahrer als ich annehme. Durch meine Schläfen pulst mir die Ahnung seines Todes ... ich sehe ihn geschlossen in rotes Licht vor seinem Spiegel und hin blicken durch das Glas ... Blut fließt über beide Wangen, rechts und links in die Schläfen hat stumm sich etwas Weg gebahnt. Grenzenlos ist meine Angst, nichts hält mich im Schlafe,

doch fürchte ich mich vor den nächtigen Straßen.

Gegen vier Uhr wußte ich, daß man ihn getötet hatte. Aber wer? Und aus welchem Grunde? Und wo? Die Nacht ist schwarz. Kein Licht.



Der Leib ist unbrauchbar, sein ständiges Zittern behindert meine geistige Aktivität. Die Passion des Fleisches ... verflucht, was soll ich mit einem schwächlichen Etwas ... ein hübsches Gesichtchen ist nicht alles, auch benötige ich es nicht. Dorian Gray ... ja, ich erinnere mich ... ein allerliebstes Buch ... allein: ich mag den Hedonismus nicht. Er setzt uns eine Kuh auf die Knie, und wir sollen sie dann anbeten und dabei recht vergnügt tun, lachen und vor Verzückung weinen zugleich. Ein pöbelhaftes Schöpferglück ... wie geriet ich dahin? Dorian Gray - unfertig, unfähig ... ich bin der Triumph des Geistes - was aber soll er mir, dieser Triumph, war der Staub zu unvermögend, sich

mir auf Dauer zu widersetzen. Ekelhaft, solche Menschenbrut.

Spiritus victor.

Teufel auch ... alles an diesem Leibe ist Blut ... die Kleider sind rein durchtränkt, wer hat je so viel Gebräu auf einmal einer Wunde entströmen sehen? Der Kälte wegen, durch das beständige Zittern fließt es unaufhörlich ... ich muß die beiden Schwären an den Schläfen verdecken - das Blut wird niemanden beirren, allein: die klaffenden Wunden ... man wird mich nicht entdecken, man soll mich nicht entdecken, kann mich nicht entdecken.

*Man wird* mich nicht entdecken, ich habe mich nicht abgeschminkt. Das Blut ist kaum zu sehen. Bin der ewige Triumph des Geistes und ich hebe an den Totentanz auf deiner Seele und deinem Leibe Pelléas. Pelléas!, erschlagen liegst du, nicht von der Hand Golauds, nein ... dein Leib, Pelléas, ist mir noch hinderlich, doch wird er sich mir angewöhnen - nein: ich werde ihn mir unters Joch schirren. Ganz und gar. Diese Nacht muß ich frieren, doch sollen die künftigen mich wärmen mitsamt meinem Haß.

Und meinem Geist.



Als es zur fünften Stunde schlug, hielt es den jungen Mann nicht mehr im Haus. Schlaflosigkeit, die sich an seinem Hirn gemästet hatte und die nach schwerem Kampfe mit seiner Mattigkeit ihren Sieg behauptete, bereitete ihm wie seit Jahren stumpfen Schmerz. Der Gang rüttelte erneut die Schwärze der Nacht wach. Es tagte. Aber kein Licht.

Er schlich durch ungekannte Gassen, gänzlich in Weiß gekleidet - gefallenes Engeltier, das noch immer nicht recht begreifen konnte, daß die Sphärenharmonie es ausgespien hatte und es nun umherirren ließ in verzweiflungsgleicher Unwissenheit. Er hatte Angst vor seiner Angst.

Nach einer Stunde langte er an am Hause des Freundes, doch es war, wie die nachtschlafende Zeit gebot, in vollkommenes Schweigen und vollständige Dunkelheit gehüllt. Es tagte. Aber kein Licht.

Der junge Mann beschloß, nun doch - bald nach sechs Uhr - Heim und Bett wieder

aufzusuchen und zwei bis drei Stunden zu ruhen, notfalls länger, sollte es sein Opiumvorrat zulassen. Als er sich aber zu gehen wandte, erblickte er, noch ferne, einen Schemen, der in übereilem Gange nahte. Er trachtete sich zu bergen, fand aber keinen geeigneten Winkel und ergab sich so dem Fremden. Der aber war niemand anderes als sein Gespieler Pelléas, und wieder nicht: unnötig, zu fliehen, der andere sah die Gestalt im redlichsten Leichentuche nicht von weitem und nicht aus der Nähe. Vorüber an dem regungslosen Menschen hastete er dem Hauseingang zu, entfaltete den schweren, tiefen Mantel, zog daraus einen Schlüssel hervor, führte in ein in das Türschloß, das mit dumpfem Ächzen antwortete, und stieß die Pforte heftig auf, heftig hinter sich zu. Schritte wurden nicht vernehmlich, das Haus blieb dunkel.

Der junge Mann entäußerte sich seiner Starrsucht, lauschte minutenlang und wandte sich endgültig zum Gehen. Man mußte ihn getötet haben - Pelléas war tot.

Gegen sieben Uhr fünfzehn betrat er die eigenen Häuslichkeiten wieder, entnahm einer Kommode Feder und Papier, kritzelte einige Phrasen auf letzteres, öffnete eine weitere Lade, in der er den Schlüssel zu seinen paradis artificiels fand, warf sich auf ei-

ne Chaiselongue und überantwortete sich dem Opium.

Draußen war es Tag geworden. Aber kein Licht.



## **DAS ANDRE NOCTURNUM**

VOR Jahren sagte man mir, daß ich, wenn er stürbe, noch etwa sieben Tage hätte ... sieben Tage gab man mir, mehr nicht ... warum nicht gar? Aber ist die Welt nicht in sieben erschaffen, weshalb sollte ich mehr benötigen, sie zu zertrümmern, endlich alles Leid und allen Schmerz, all die Unwissenheit und Wirrsal von ihr zu nehmen? Kurz: den Menschen ihr zu entreißen?

Aber nein: ich übe keine Barmherzigkeit, sie liegt mir ferner als alles, was die Hölle des Herzens jemals hervorgebracht hat. Barmherzigkeit? Um welchen Preis? Wäre mein Geist unterdessen denn so regungslos, in den Regionen anzulangen, da die „Liebe zum Nächsten“ mag die Persönlichkeit zerfleischen? Keiner spreche mir von Barmherzigkeit, ich bin dem Menschen allzu feind als daß ich gegen ihn noch Wohltaten obwalten ließe ... noch der Tod ist ein enger Freund des Menschen, sein Gatte, sein Befreier (sein Freier und Begatter). Nein, nein, ich bringe hier sublimen Tod, den Tod der Seelen in solcher Farce, nun die Kristallschalen der Planeten einander reiben und nurmehr ein Knirschen erzeugen, wie es mein Fuß hervorzubringen weiß, der einen Käfer auf dem Pflaster zermalmt.

Aber nein: ich übe keine Barmherzigkeit, sie liegt mir ferner als der Tod, den ich vor Jahren über die Stadt gebracht. Es war ein roter Tod, ich erinnere mich seiner. Er lag außerhalb meines Selbst. Doch war es mein Tod, ich erinnere mich seiner.

Vor Jahren.

Ich zog durch die Stadt des Nachts, und siehe, ich bestrich die Schwellen derer, die unkeusch lagen und zeichnete sie mit einem roten Kreuze, einer Essentia aus Samen und Blut des geschlachteten Lamms. Ein Kreuz an jeder Pforte der großen Stadt, dünkte mich, werde jede Geschlechtlichkeit, werde das Übel Mensch endlich zum Erlöschen zwingen. Allein aus jedem Wurm, den ich zertrat, erwachsen zwei neue, und sprossen die Geschlechter und gediehen, und wenn ich auch der Väter Fleisch auf meiner Darre röstete, ergingen der Söhne Leiber sich darin, aufs immer neue sich zu paaren. Fleisch um des Fleisches willen.

Aber nein: ich übe keine Barmherzigkeit, sie liegt mir ferner als Leib und Seele und Seele und Leib.

Ich bin der ewige Triumph des Geistes. Ich bin die Macht. Hinaus nun in die Nacht.



Der „Gesang des Schweigens“ hatte sich eben geendigt, das Opium hinterließ eine drückende Schwüle im Raum und eine abgründig-steinernerne Leere im Hirn des jungen Mannes. Er betete laut um frische Luft. Er betete laut um den eigenen Tod.

Als Gott sich anschickte, weder das eine noch das andere zu erfüllen, führte er langsam die rechte Hand zum Mund und löste gewaltsam seine Zunge aus ihrer Leichenstarre.

Dann stand er vorsichtig auf, schlich der Kommode entgegen, überprüfte mit sachkundigem Unverstand die Zeilen, die er am Morgen über das Papier hatte fließen lassen, wankte zurück zu seinem Liegeplatz, ließ sich jedoch unterwegs schon zu Boden gleiten. Dort verharrte er, beide Arme weit vom Körper ausgestreckt, zur Kreuzigung bereit. Ein Bild des Leides. Ein Bild des Leidens. Ein Bild des leidenden Menschen. Ein Bild der Lächerlichkeit.

Die Vision einer Eule überkam ihn, die Vision einer erzenen Eule, in ihren Krallen ver-

schwand ein uralter goldgefaßter Spiegel: doch der war zerbrochen, die Scherben, die noch ruhten, durchklafften gähnende Lücken, und aus ihrer Mitte tropfte Blut zu Boden. Ein Bild des Leides. Eines der Lächerlichkeit.

Asymmetrische Linien in seinen Nerven begannen zu kreisen, die Stigmata verbalisierten sich, sein Haupt quoll auf, zerbarst und erstand wieder in der Fleischwerdung menschlichen Ungestüms. Tränen gruben breite Furchen in seine Seele. Seine wunde Seele, seine wundstarrkrampfgeschüttelte Seele, seine syphilitische Seele, seine im Auflösungsprozeß der Zeit erschütterte Seele, seine seherische Seele, seine sektiererische Seele, seine sempiterna Seele.

Wieder überkam ihn die Vision der Eule, wieder war er ihr preisgegeben, wieder verharrte er reglos in der Stellung des Gekreuzigten, wieder gab er sich hin der Aberwelt, in der er nunmehr gefangen war, allein gefangen, Ohne-Du, ohne Hilfe, ohne Zeichen.

Der Hiob des Jahrhunderts.

Doch die Donnersprache seiner Macht - wer faßt sie?

Dann aber kehrten Glied und Glieder zurück, die Starre löste sich in neue Leere, und zurück blieb ein feines Beben, das jede Fiber

durchzuckte. Er antwortete sich. Auf welche Frage.

?

Er beschloß, alles aufzuschreiben. Doch  
ist in seinem Eingeweide  
die Speise ihm verwandelt,  
wird Natterngalle in seinem Innern.



Es zieht mich auf den Kirchhof hinaus -  
wenngleich Aas mich und Verwesung  
schrecken. Aber dieser Gottesacker ist allzu  
dramatisch bestellt, allerorten sprießt und  
blüht es, der Gärtner kümmert sich recht  
wohl um seine holden Pflänzchen.

Ein verriegeltes Tor sei kein Hindernis. Der  
Leib ist noch schwach, aber er wird sich ge-  
wöhnen, irgendwann, an alles gewöhnen,  
irgendwann, auch an den Geschmack des  
eigenen Blutes, denn andere Nahrung be-  
kommt meinem Geiste nicht. Den Wunden  
in den Schläfen entströmt es noch immer.  
Blut. Ich netze damit die Gräber, damit, und

mit meinem heißen Harn, meinem Schweiß,  
meinem Haß.

Es zieht mich auf den Kirchhof hinaus -  
hier spüre ich Altbekanntes, hier fühle ich,  
wie mich der modrige, moosige Hauch der  
Heimat umweht und meinen rastlosen Geist  
umspielt; hier ist der Ort auch des roten To-  
des. Hier gähnen die Pforten zur Vorhölle.  
Hier liegen die Verruchten. Hier liegen die  
Verräter. Hier liegen die Vermögenden.

Hier ruht,  
Der jung sich zu den Würmern trollte,  
Weil er zu viel  
Mit den Weibern tollte.

Auch er west hier, gleich zu meiner Linken,  
wäre auch der Schindanger seinen Gebei-  
nen ein wahrhaftigerer Ort gewesen. Doch  
sind wir allesamt Kinder der Ironie und des  
Gewürms, und gleich viel wiegt ein Schädel  
im Pantheon wie ein Schädel am Ufer, im  
Flußsand.

Still!, wo aber werde ich mich dem Men-  
schen vergleichen? Dem Stoffe spreche ich  
jedweden Lebensgrund ab. Ich bin mir in  
meiner Monade genug. Aber der Mensch, er  
ist ein gespaltnes Tier, das immer sucht und  
sich allein findet. Sich nur findet. Es lebe der  
Mensch, die Fleisch gewordene Notzucht, sie

lebe! Alp aller schlaflosen Nächte und gnadenloses Grauen untertags - es lebe!

Es zieht mich auf den Kirchhof hinaus - mein Pamphlet rufe ich den Nagern zu, sie sollen ihn teilen, meinen Haß, denn ich bin nicht befähigt, ihn mir selbst in kleinen Rationen zu verabreichen.

Vorher verschlänge ich meine Kinder.

Dort ruht einer, der mir zuvorgekommen. Sein Leib war zernichtet, bevor ich ausreichend erstarkt, ihn meinem Geiste zu unterjochen. Er hatte sich befreit, und Freiheit triumphierte, und mein Geist ertrank, und ich bannte ihn stetig, und so, wie ich diesen Stein aus seinem Fundamente reiße, entwurzelte ich damals Baum um Baum, nur um meinem Geist einen Leib zu geben, in dem er seiner Wirkung mächtig gewesen wäre.

Denn ich bin das, was man gemeinhin einen Dibbuk nennt.

Aber nicht nur das gemeine Volk nennt mich so. Ich bin der Geist eines Toten, der nach Fleischwerdung und Entfleischlichung und nach Allem und Nichts und Gott und Satan und Welt und Wehe und Leben und Tod und und und oder strebt. Geist bin ich, Macht, ins Leben tritt mein Geist, wie er auch erkennend aus der Dunkelheit tritt, und mein Weg führt mich über die Seele,

die des anderen, Pelléas, an seiner Seele,  
an seinem Blute habe ich mich genährt. Ich  
bin der Geist, bin die Macht.

Mir zu Füßen werden andere Leiber fallen,  
wie sie fielen zu Zeiten des roten Todes, zu  
Zeiten, da ich einher ging im Büssergewand,  
im Gewande des Häretikers, im Pallium und  
Sanbenito, zu Zeiten, da ich wandelte und  
das Lamm schlachtete und Menschen darbrachte,  
zu Zeiten des größten Triumphes des Todes.

Aber der Tod ist nicht mein Freund, ich  
übe keine Barmherzigkeit. Ich bringe den  
sublimen Tod, den Tod der Seelen. Ich will  
den Lebenshauch. Das Mark will ich saugen.  
An der Quelle will ich sitzen.

An der Quelle des Lebens.

Was soll mir also dieser Kirchhof?

Ich werde an die Quelle schreiten. Diese  
Nacht muß ich frieren, doch sollen die künftigen  
mich wärmen mitsamt meinem Haß.

Und meinem Geist.





Als es zur fünften Stunde schlug, hatte der junge Mann den ersten Teil seiner Aufzeichnungen beendet. -

Pelléas war im Winter gezeugt worden, der Jahreszeit der Starre, des Grimms und der Vereinzlung. Zeitlebens erlag er den Wonnemonden des Bösen, und sobald es Dezember wurde, ging er daran, die Farben seines eleganten Gefieders in tristes Schwarz und anämisches Weiß zu tauchen.

Seine Eltern gaben ihm den Namen des erschlagenen Maeterlinckschen Harlekins, wenn sich sein Charakter auch vielmehr dem geblendeten Golaud, ja dem seherischen Yniold zuneigte. Aber der schwache Esprit des Schicksals bürdete ihm den Namen Pelléas ebenso auf wie das Tierkreiszeichen ausgerechnet der Jungfrau.

Pelléas war dazu bestimmt gewesen, oder sollte man sagen: verdammt?, das einzige Kind der Eheleute zu bleiben, Hoffnung der ganzen Familie. Von Natur mit einnehmendem Gesichte und versprechendem Lächeln ausgestattet, vergönnte ihm die neidische Göttin schon bald jegliches Behagen am eigenen Bild: Narziß wuchs in aller Unschuld heran, heran, sich selbst - zu hassen.

Pelléas hatte eine dicke, fleischige Zunge, meist ein kahlgeschornes Haupt; er erhob den Anspruch, Dandy, doch gleichsam nicht

für ein solches Leben geschaffen zu sein. Er, Dorian Gray der Natur, nicht der Kunst - infam zu sagen: Dorian Gray, besser, es zu unterlassen - war ein Kind der Musen; nein: er war ein Freund der Musen, doch die waren nicht die seinen. Der Kuß wurde ihm leidlich vergällt.

Zeitlebens -

(der junge Mann durfte davon ausgehen, daß „zeitlebens“ wohlformuliert war, vermochte er doch nicht mehr, auf keinerlei Weise, den Freund noch unter die Lebenden zu zählen) -

- war er voller Abscheu für den eigenen Leib.

Jungfrau.

Pelléas schor sich das Haupt, nicht das Kinn.

Es zog ihn gleichermaßen zu beiden Geschlechtern, doch vermochte keines ihm Genugtuung zu verschaffen.

Er tanzte einen Totentanz.

Er war sich Mysterium und Dämon zugleich.

Der Dämon hatte gesiegt.



## **DAS DRITTE NOCTURNUM**

DER Dibbuk singt, wird man sagen, und recht habt ihr: ich singe! Ich singe, ich singe, denn ich rieche Christenfleisch! Fleisch, ja ... Ungern nur erinnere ich die Tage meiner eigenen Fleischlichkeit ... und nicht ungern allein, beinahe unmöglich erinnere ich sie, denn mein Gedenken wollte aufhören mit dem Tage, da ich mein Fleisch verlor (von meiner Seele mag ich nicht sprechen ... meine Seele war seit meiner Geburt tot. Meine Seele bleibt tot. Meine Seele ist tot. Es lebe meine Seele!)

Doch eines Tages erwachte ich frühmorgens. Ich erwachte und gewahrte die Stigmata in meinem Fleisch. Ich erwachte und gewahrte den Verrat, den mein Leib an mir begangen. Also haßte ich meinen Leib, ebenso sehr wie den Ruch von Weihrauch und Paarung, von Altären und Opferkerzen, von Bittgängen und Mitternachtsmessen, von Ostien und heiligen Schreinen, heiligen Siegeln, heiligen Gralen ... also haßte ich meinen Leib, den Leib der Stigmata, den Leib des Leidenden, den Leib des zerrissenen Menschen, den Leib des nach dem All-Einen, Unendlichen, des nach dem Unerreichbaren und Überirdischen strebenden Menschen, den Leib dieses Gesellen von Ratten und

Maden, den Leib des Schöpfungsobjektes, meinen Leib. Und indem ich der Male Christi gewahr wurde, trachtete ich, sie dem Leibe zu entbrennen, doch waren es wahre Wunden, waren Wahrzeichen meiner Existenz, und ich riß mir die Hand aus, bis nurmehr ein Stumpf am Arm verblieben, von dem nicht einmal die Hunde geahnt hätten, daß er einst menschlichen Ursprungs gewesen.

Und eines Tages erwachte ich frühmorgens. Und ich erwachte und gewahrte ein andermal die Stigmata in meinem Fleisch. Und ich besann mich und zerstiess mir die Hand, die gewachsen war, doch anstelle des Stumpfes starrte mir nur ein Natternkopf entgegen, und also sah ich, daß alles im Werden war und harrte und gewahrte die Stigmata im Fleische der Natter, und also ward mir das Bewußtsein geschärft in dem Wissen, daß jegliche Kreatur dem Leiden unterliege, daß der Schöpfung „Werde!“ kreiße und Leid entbinde, und daß der erst kommen müsse, der die Welt allendlich vom Leide nähme.

Euer Christus starb am Leid.

Ich werde das Leid auf mich nehmen, sprach ich. Der Mensch muß weg, die Schöpfung muß weg, wenn Bewußtsein wie Triebe ersterben, stirbt mit ihnen das Leid.

Ich bin der Gesalbte. Doch auch ich leide noch am Fleische.

Ich werde mein Fleisch töten.

Indes vergaß ich der Rache eines zürnenden, eines neidenden Gottes.

Mein Fleisch zerfiel zu Staub. Verurteilt bin ich nun, mir immer neues aufzusuchen, Buße zu tun am Leibe, der zerschmettert liegt.

Doch auch Gott vergaß, vergaß, daß ich mächtig sein kann. Ich bringe den Tod der Seelen, ich bringe den Galopp des Abendrotes, ich bringe die Scheren der Kaskaden und die Furien, die Schimären und die Höllenhunde.

Ich bin der ewige Triumph des Geistes. Ich bin die Macht.

Hinaus nun in die Nacht.



Ich erbrach. Zum zweitenmal an diesem Abend.

Die Tage werden kürzer, die Schatten länger, das Licht entbindet sich seiner letzten Verantwortung. In diesen Momenten steigt

der Ekel, wächst in mir das Geschwür, wuchert das bestialische Grauen, der Emmentaler, der innere Tod.

Mein Opiumrest ist aufgebraucht ... noch nicht einmal die Möglichkeit ist mir geblieben, solche Leere zu füllen ... es ist zu spät...

Ich verrecke.

Kein Licht heute. Kein Licht. Der Tag war schwarz, ich schlief auf dem Boden vor dem Fenster, wälzte mich in Erbrochenem und in der Schwärze der Stunden.

Ich schlief nicht, ich dämmerte.

Als es dämmerte, begann ich zu erwachen. Ich schlief.

Erst jetzt schlafe ich.

Ich verrecke.

Ich verrecke langsam.

Ich brauche mein Opium. Ich werde mich ankleiden. Ich muß hinaus. Ist es neblig? Allenfalls dunkel. Ich brauche meine Zwangsjacke. Ich brauche meine Daumenschrauben.

Ich kann nicht mehr. Nicht mehr.

Gedanken an Pelléas durchzitterten das Hirn. Gerade jetzt wieder. Der Dämon hatte gesiegt. Der Dämon ist alles. Und alles ist dämonisch.

Ich verbrenne.

Heute ist der zehnte November. Vier Jahre, wenn ich mich nicht täusche, ist es her ...

vor zehn Jahren ... nein, vor zwanzig Jahren traf ich den anderen Dämon in Italien ... er warf sich begierig auf Fremdsprachen, zu dieser Zeit ... Je suis le Roquefort!

Je suis le gruère.

Ça s'ra not' mort!...

Ich weiß, daß mein Leben eine Selbsttäuschung ist - so äußerte ich damals - aber ich benötige die Täuschung, um leben zu können.

Aber - und er antwortete mir stets mit einem „aber“ - aber wenn sie wissen, daß sie sich bewußt täuschen: weshalb leben sie dann? Soll ihnen das Leben zu leben genug sein? Weshalb leben sie dann?

Weil ich zu banal und zu mittelmäßig bin um zu sterben.

Ich kann nicht leben und ich kann nicht sterben. Meine Jugend ist dahin, aber das Alter scheint mich zu fliehen. Pelléas ist tot, er braucht mich nicht mehr.

Ich brauche ihn - nein -

Ich brauche Opium.

Ich verrecke.

Ich bin zu mittelmäßig um zu sterben.

Aber ich sterbe.